



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Die Philosophie und das Czechenthum.

In den Flegeljahren des deutschen Nationalbewußtseins in den Jahren 1810—1820 warfen die Söhne Herrmann's und Thusnelde's den französischen Frack und die Weste von sich, sie gingen mit offener Brust und wallendem Haupthaar auf den Straßen; sie sangen Lieder von der deutschen Treue und dem wälschen Trug, sie schwärmten gleichzeitig für Wodan und den lieben Gott, sie ließen Staatsgespräche von ihren Lippen schallen und legten sich auf ein Sonderlingsbetragen. Als Deutsch wurde verehrt, was zu verrückt war, um von civilisirten Nationen getrieben zu werden. Manch „vergötterter Waldteufel“ sang dem staunenden Volk seinen Dithyrambus über die rohen Kasanien vor, die den verlorren Stand der Unschuld und Natur den abgefallenen Wodankriegern wiedergeben sollten.

Seitdem ist die Nation älter geworden, und hat sich ihres Rausches geschämt. Einen Lappen nach dem andern von der alten nationalen Harlekinsmaske hat sie fallen lassen: sie flucht nicht mehr auf Voltaire, sie kämmt sich die Haare, sie will nicht mehr den Elsaß erobern, sie will nicht mehr den flachsbärtigen Barbarossa aus seiner unterirdischen Ruhestätte heraufbeschwören. Noch immer fliegen die Naben um den Kyffhäuser, aber das Volk achtet ihrer nicht mehr.

Die Romantik, welche die deutschen Völker von sich geworfen, wird aber von ihren Nachbarn begierig aufgegriffen. Die Nordlandsrecken halten patriotische Trinkgelage am Sund, und verschwören sich in unschuldsvollem Weinrausch: Scandinaviens Einheit wiederherzustellen, während unter den slavischen Völkern Männer hervortreten und sich auf die Knie werfen vor dem weißen Czaar und zu ihm beten: Väterchen, laß deine Knute auf unsern Rücken fallen, denn wir sehnen uns nach nationalen Striemen.

Man wird es in den späteren Jahrhunderten nicht glauben, daß es in allen Provinzen slavischer Abstammung Menschen gegeben — ich will nicht sagen Parteien — die sich unter die Herrschaft der Kosaken stellen wollten, nur um ein „nationales“ Regiment zu haben. Und doch ist es so.

Der Panflavismus ist freilich schnell genug verrauht; nicht so die Romantik des Slaventhumes. Wir finden bei den modernen Czechomanen die nämlichen Erscheinungen, die uns in der Erinnerung an unsere eigenen Flegeljahre belästigen. Der Unterschied ist nur, daß die Deutschen doch etwas voraus hatten — eine gebildete Sprache, eine reiche Literatur, die gerade in ihrer vollsten Blüthe war, die mit keiner anderen den Wettstreit scheuen durfte. Wenn die Deutschen in ihrem forcirten Enthusiasmus die Sprache des verhassten Feindes und seine gotteslästerlichen Schriftsteller aus ihrer Mitte

ausweisen wollten, so war das lächerlich genug, aber es hatte doch einen relativen Sinn; die Entel Libuffens dagegen haben ihren Schiller und Göthe noch zu erwarten, und ihr Aufsehen gegen die deutsche Literatur ist geradezu eine Empörung gegen die Wissenschaft, die Kunst und die Bildung überhaupt.

Ein interessanter Beitrag zur Kenntniß dieser kuriosen Bewegung ist eine vor kurzem erschienene Schrift: „Sein oder Nichtsein der deutschen Philosophie in Böhmen. 1847. Ein Beitrag zur Geschichte der utilistischen Tendenzen der Jetztzeit. Bevorwortet und herausgegeben von Dr. Cypr.“

Sie enthält die Sammlung der Streitschriften, die in verschiedenen czechischen und deutschen Blättern über die deutsche Philosophie erschienen sind. Scheinbar betrifft der Streit nur die Philosophie, wer aber einigermaßen mit der deutschen Literaturgeschichte seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vertraut ist, wird wissen, daß die gesammte geistige Entwicklung Deutschlands mit der Entwicklung seiner Philosophie so innig und organisch verwachsen ist, daß wenn man die eine zu Grabe tragen könnte, auch von der anderen nur ein Scheinleben übrig bleiben würde. Wenn also die czechischen Literaten die Philosophie wirklich todtgeschlagen haben, dann ist es mit uns armen Deutschen wirklich schlecht bestellt.

Und todtgeschlagen haben sie sie. In der böhmischen Museumschrift haben sie sie vernichtet. Unter dem bescheidenen Titel „Etwas über die Philosophie“ hat Herr Gäbler nicht nur die Philosophie vernichtet, sondern auch die richtige Wissenschaft wieder aufgebaut. Er hat die Philosophie todtgeschlagen, ohne etwas anderes von ihr zu kennen, als was in zwei kleinen Compendien steht; er hat die Weltgeschichte und das System der Natur a priori konstruirt, ohne von der einen oder dem andern etwas gelernt zu haben. Und er hat das alles aus patriotischen Absichten gethan. Er sagt den Czechen: Euer Verstand ist für das Haus gut genug; gebt euch mit der Speculation eurer deutschen Feinde nicht ab; timeo Danaos et dona ferentes. Die Deutschen können bei der Gelegenheit auch lernen, daß Herbart die Spitze und die Vollendung unserer Philosophie ist.

Aber das Seltsamste bei dieser Sache ist, daß Herr Gäbler nicht aus angeborener Sympathie sich des Czechenthums annimmt, im Gegentheil, er ist ein ehrlicher Deutscher, selbst der Accent über seinem a ist ein reflectirter. Wie so manche junge deutsche Dichter die gute Sache der slavischen Nationalität zu ihrem Piedestal machen, wie ihre Begeisterung zuweilen so weit geht, daß sie für die Sprache Libuffa's schwärmen, ohne sie zu kennen, so hat auch Herr Gäbler die Unparteilichkeit seines politisch-literarischen Enthusiasmus darin gezeigt, daß er gegen die Sprache und Bildung, der er selbst seiner Geburt nach angehört, mit fremden Waffen zu Felde gezogen ist.

Dr. A. Smetana, ein Czeche, aber ein gebildeter Kenner der Philosophie und ein Mann von ruhigem, gesundem Urtheil, hat den Angriff des Herrn Gäbler zurückgewiesen; nicht etwa, indem er in der schweren Rüstung der Wissenschaft gegen ihn aufgetreten wäre, sondern einfach dadurch, daß er zeigt, Herr Gäbler verstehe ebenso wenig etwas von der Philosophie, die er widerlegen wolle, als von dem, was er selber spreche. Ein Czechomane, Herr Hanslicek, hat sich seines Parteigenossen angenommen; ein Schüler Smetana's Herr Cypr, nahm sich wieder seines Lehrers an, und so ist der Apparat so angewachsen, daß er in der vorliegenden Broschüre nahe an 200 Seiten füllt.

Es kann uns nicht einfallen, hier auf das Materielle des Streites einzugehen. Nur formell müssen wir zweierlei feststellen.

Es ist auch in Deutschland häufig genug vorgekommen, daß der sogenannte „gesunde Menschenverstand“ sich gegen das geschulte Denken aufgelehnt hat, weil es ihm unbequem war, aus seiner rohen Unmittelbarkeit herauszutreten. Nun ist nicht zu leugnen, daß die Philosophie selbst häufig genug Schuld war an diesem Angriffe. Wenn man behauptet, der Mensch könne nicht denken ohne Logik, so ist das gerade so viel, als wenn man sagt, er könne nicht kauen ohne Physiologie. Es gibt recht viele Gebiete, in denen der gesunde Menschenverstand, die praktische Erfahrung, die specielle Beobachtung, Routine u. dgl. allein zu sprechen hat, und wo die Philosophie schweigen muß. Wenn z. B. die Philosophie darüber ein Wort abgeben wollte, ob in den böhmischen Schulen czechisch oder deutsch unterrichtet werden solle, so hätte der gesunde Menschenverstand ganz recht, ihr ein: *ne sutor ultra crepidam!* zuzurufen. Dasselbe wird sie aber dem gesunden Menschenverstand zurufen, wenn er mit seiner ungebildeten, instinctartig oder durch die Tradition empfangenen Vorstellung sich in das Heiligthum der Wissenschaft wagt. Wer die Philosophie angreifen will, muß sie erst studiren.

Inwieweit die czechische Nationalität mit ihren politischen und anderen Forderungen im Recht ist, geht uns hier nichts an. Wenn sie aber ihre Eigenthümlichkeit nicht anders zu vertreten weiß, als durch Scheu vor dem Fremden, durch Festhalten an der alten Beschränktheit, durch Verschmähen der Bildung, woher sie dieselbe auch entnehmen möge, so ist sie zu bedauern, denn sie verräth dadurch ihre Ohnmacht und ihre Unnatürlichkeit. Die naive Unkultur kann etwas Anziehendes haben, die reflectirte Barbarei aber ist immer widerwärtig. Wetteifert mit den Deutschen, ihr czechischen Landsleute! lehnt euch gegen ihre politischen Uebergriffe auf, bildet euer eigenes Schriftthum in nationalem Sinn — das alles habt ihr mit eurer Klugheit auszumachen; je nach der Kraft und dem Talente, das ihr dabei anbietet, wird euch die Sympathie Oesterreichs und auch die Deutschlands unterstützen. Wenn aber euer Patriotismus ein bloß negativer ist, wenn ihr die Pflugschaar verschmäht, die den Boden des Geistes furchen soll, weil sie ein deutscher Schmied verfertigt, wenn ihr das Pulver aus dem Lande verbannt, weil es eine deutsche Erfindung war und keine czechische — dann verdenkt es uns nicht, wenn wir euren Bestrebungen keine andere Theilnahme weihen können, als ein mitleidiges Achselzucken.

II.

Aus Paris.

Die Rede Montalembert's. — Guizot und die Seinigen in ihrer Jämmerlichkeit. — Beslegt und hoch unterlegen. — Eine Lehre für die Schweiz.

Es würde schwer sein, Ihnen heute von etwas Anderem zu schreiben, als von der Verhandlung der Adresse in der Pairskammer und ganz besonders von der Rede des Herrn v. Montalembert. Sie hat alle vorhergehenden verwischt, sie ist nicht nur der Gegenstand aller Unterhaltung, sondern auch des In-sich-Gehens und Nachdenkens aller Parteien. Es war Feuer, Begeisterung, Leidenschaft, mit einem Worte Leben in ihr, und der Funke, der sie durchglüht, hat nicht nur in dem dürrn Holze der Pairskammer, sondern auch in dem grünen Holze außerhalb derselben Feuer gefangen. Alle vorhergehenden Reden waren, mit Ausnahme der des Herrn d'Alton Shee, kalte und todte Zeitungsartikel in Professorentwickelungen, wie geistreich und schönrednerisch sie auch thaten. Herr Guizot selbst hat mit seiner Depesche vom 27. September 1847, in der er dem Papst die Dienste Frankreichs anbot, nur Eines er-

reicht, nämlich: aller Welt sehr klar zu zeigen, daß im Falle der Noth weder der Fürst Metternich, noch der Papst auf ihn rechnen können!! Der Herzog v. Broglie hat uns belehrt, daß Frankreich in der Schweiz mit den Verträgen von 1815 einverstanden ist, weil sie die Schweiz nicht etwa wie Nordamerika, sondern wie den deutschen Bund organisirten, das heißt, die Einheit des Staates auf so schwache Grundlagen gestellt haben, daß sie die Schwäche der Schweiz, wie die Deutschlands, bedingen, und das vollkommen zu den Wünschen und Interessen Frankreichs paßt. Das Alles ist nicht neu, das Alles entscheidet im Wesentlichen auf keine Weise die Streitfrage, um die es sich handelt. Erst Herr v. Montalembert hat dieselbe richtig aufgefaßt und dann von seinem Standpunkte aus zu lösen gesucht.

Dieser Standpunkt ist eigentlich die Hauptsache. Er erlaubt Herrn v. Montalembert die Frage, um die es sich handelt, wenigstens der Wahrheit gemäß aufzufassen; er flößte ihm die Leidenschaft, die Begeisterung ein, mit der er selbst die alten Herren der Pairskammer in Feuer zu setzen vermochte. Dieser Standpunkt ist der eines Katholiken, eines Legitimisten (wenn auch mit halbwegs liberalen Neigungen), eines „Sohnes der Kreuzfahrer,“ eines Schülers — der Jesuiten. In dieser Stellung liegt die Ursache der Leidenschaft, der Begeisterung, der Liebe zu den Einen, des Hasses gegen die Andern, die in der Rede des talentvollen Pairs überall sprudeln. Er hat das vollste Recht, gegen die Radikalen der Schweiz mit dem Feuer und dem Schwert seines Herzens und seines Geistes auszugreifen, denn ihr Sieg ist seine Niederlage, ihre Macht seine Ohnmacht. Seine Stellung der Gesamtschweiz gegenüber ist klar und einfach, und daher sind seine Worte gewaltig und mächtig. Er weiß, was er will, und das was er will war der Athem seines Lebens von dem Tage an, da in einer Jesuitenschule sein Seelenleben begann, bis zu dem Tage, wo sein Herz blutend den Stoß mitsühlte, der die Jesuiten in der Schweiz traf.

Aber Guizot, der Protestant, der Philosoph, der Sohn der Revolution, der erst gestern die Jesuiten aus Frankreich austreiben mußte — der hat kein Recht dem Gesamtbunde der Schweiz gegenüber das Haupt zu heben, denn er verleugnet die Lehren seines ganzen Lebens, jede Handlung seiner thatenreichen Laufbahn, wenn er auf einmal in der Schweiz den Jesuiten, den Legitimisten, den Altkatholiken, den Söhnen der Kreuzfahrer, den Bekämpfern des Protestantismus, den Todfeinden der Revolution die Hand reicht. Und es war ein Meisterschlag Herrn v. Montalembert's, daß er mit einer freien und klugen Wendung, wie man sie in der Schule, aus der er hervorgeht, lehrt, die Gegner des Sonderbundes zu den Nachfolgern und Nachahmern der Schreckenshelden von 1793 zu machen suchte. Die Wendung war um so besser berechnet, als sie von der einen Seite Herrn v. Montalembert wieder erlaubte, wahr und aufrichtig zu bleiben, zu hassen, was er zu hassen von Jugend auf gelernt hatte, und zugleich der Schrecken des Schreckens, der als Gespenst auf den höhern Mittelständen Frankreichs lastet, in die Schranken der Pairskammer hinabzukommen. Wie gesagt, Herr v. Montalembert hat das Recht, der Revolution und ihrem Andenken zu fluchen; denn seine Partei wurde durch dieselbe besiegt, zernichtet; er hat das Recht auch hier sein Haupt stolz zu heben, denn er und die Seinigen sehen wohl die Häupter ihrer Vorkämpfer und Vorgänger fallen — aber sie beugten es nie. Aber der König der Franzosen — hieß er nicht einst Egalité? Und Guizot? Hat er denn nicht die Geschichte der englischen Revolution geschrieben, um die Julirevolution herbeiführen zu helfen? Hat er nicht in seinen Vorlesungen den Boden des Thrones der Bourbonen unterwühlt? Und Thiers, sein Castorstern, war er nicht der Wiederhersteller des Ansehens

des Convents? — Sie haben heute Angst vor der Größe, die sie geweckt, sie sind heute, wie der Schüler des Hexenmeisters, in der höchsten Noth, weil sie das Wort nicht kennen, das den Geist, den sie mit fesseln halfen, wieder bannen könnte. Und hierin liegt auch die Ursache, daß Guizot, daß Basquier und die ganze Masse der Pairs, sich wie von einem Hoffnungsstrahl durchzuckt fühlten, als sie die Stimme des Ultrakatholiken hörten, und es wie eine aus der Vergangenheit wieder auftauchende Ahnung in ihnen wiederklang, daß diese Stimme einst den Zauberspruch gewußt, der die Geister, die sie in schülerhaftem Uebermuth entfesseln halfen, zu bannen vermochte. Guizot, Basquier, Decazes und wie sie alle heißen, beugten in Demuth ihr Haupt, denn der lebendige Gedanke — wenn auch der Vergangenheit entfliehen und der Gegenwart nicht mehr gewachsen — riß sie in ihrer innern Ohnmacht in den Staub hinab. Es war ein wohlthuendes Schauspiel, es war wie eine Rache des waltenden Geistes der innern Wahrhaftigkeit gegen den der innern Lüge.

Ja, Herr v. Montalembert ist stark und mächtig gegenüber allen denen, die wie die Anhänger des Julikönigthums und der Julirevolution außerhalb Frankreich vertheidigen, was sie in Frankreich vernichten halfen. Herr v. Montalembert war vor einem halben Jahre nicht geistreicher und tüchtiger als er heute ist — aber die Herren Guizot und Gehülfen sind in Folge ihres Kampfes für den Sonderbund so zusammengeschrumpft, daß der wahrhaftige und natürliche Vertheidiger des Sonderbundes heute riesenhoch über sie hinausragt.

Das ist das Geheimniß des Sieges, den Herr v. Montalembert gestern davongetragen hat.

Und wunderbar und doch so natürlich. Herr Guizot und seine Freunde riefen Victoria! Sprecht dem Blinden von der Farbe. Die Freunde Herrn Guizot's bilden sich ein, daß Herr v. Montalembert die Radicale der Schweiz und nebenbei die Radicale der ganzen Welt niedergebondert habe. Herr v. Montalembert wurde in der Schweiz selbst besiegt, er nahm die fliehenden „heiligen Väter“ gastfreundlich auf, er gehört, trotz seiner siegreichen Rede zu den Flüchtlingen der Schweiz. Und er und die Seinigen wurden in der Schweiz selbst besiegt, weil sie Ultrakatholiken, weil sie Jesuiten, weil sie „Söhne der Kreuzfahrer“ sind, und diese Ultrakatholiken, diese Ultralegitimisten die Revolution nothwendig gemacht haben. Wir zählen heute 1848 und erst gestern 1847 trat zum ersten Male ein Pabst schüchtern und spät für die Freiheit der Völker in die Schranken! Jahrhunderte waren die Ultrakatholiken, die Jesuiten, die Väter und Vorgänger der Montalembert's, die Feinde jedes Fortschrittes, und Jahrhunderte unterdrückten sie jede Regung des freien Geistes mit Gewalt. Aus dieser Gewalt ging die Gewalt der Revolution selbst hervor; das Blut von 1793 hat seine Urquelle unter den Scheiterhaufen der vorhergehenden Jahrhunderte. Und Niemand, und hiesse er Montalembert, und wäre seine Hand so rein, wie die des neugeborenen Kindes, hat ein Recht die Revolution deswegen zur Rede zu ziehen, wenn er mit seinen Gefühlen und Ansichten in den Grundsätzen und Zuständen wurzelt, die durch Gewalt — Gewalt erzeugt haben. Herr Montalembert ist stark und mächtig gegen Herrn Guizot, er ist aber der besiegte Sonderbündler den Schweizerradicalen gegenüber.

Und der beste Beweis dafür ist — die blinde Leidenschaft, mit der er die Schweizerradicalen ohne alles Maß und ohne alle Scham bekämpft. Wir sagen feck, die Söhne der Kreuzfahrer und die Schüler der Jesuiten haben nicht einen Sieg ihrer Väter und Lehrer aufzuweisen, der nicht mehr Gewalt und Blut, Unordnung und Mißhand-

lung in seinem Gefolge gehabt, als der Sieg der Gesamtschweiz dem Sonderbunde gegenüber. Und nun lese man die Rede Herrn Montalembert's. Sollte man nicht glauben, ein Heer von Hunnen und Baschkiren sei über die Schweiz gekommen und das ganze Land sei heute in Blut und Leichen und Trümmern gefüllt. —

Wir wünschen den Schweizerradikalen Glück zu diesen Uebertreibungen. Sie werden einen doppelten Nutzen für sie haben. Die Uebertreibung wird dazu dienen, die Spuren des Krieges und der Gewalt, die nicht zu leugnen sind, halbwegs zu verwischen. Man wird die blutigen Wüsten suchen, die Herr von Montalembert schildert, und die paar gebrochenen Thüren übersehen, die in Wahrheit gesprengt wurden; man wird den wilden Thiermenschen und Barbaren der Schweiz, wie Herr v. Montalembert sie malt, nachfragen und die Fragenden werden erstaunt finden, daß sie es mit schlichten Männern und ganz guten Menschen zu thun haben. — Von der andern Seite aber werden die Schweizer doch auch einsehen lernen, wie jeder ihrer Schritte überwachet ist, wie man jedes, auch das kleinste Unrecht, das sie begehen könnten, an die größten Glocken der Welt hängen wird. Und wenn sie dies begriffen, werden sie einen Grund mehr hierin finden, mit der höchsten Milde, der unbedingtesten Schonung zu Werke zu gehen.

Das werden der Schweiz gegenüber die Folgen dieser ausgezeichneten Rede sein. In Frankreich übrigens beweist die Art, wie sie aufgenommen worden, daß wieder eine höhere Regsamkeit in die Gemüther gefahren ist, und zugleich daß Herr Guizot und seine Helfer nicht berufen sind, dieselbe zu lenken. Ob Herr v. Montalembert und die Seinigen dies könnten? Wahrlich nein, und zwar aus demselben Grunde nicht, aus dem Herr v. Montalembert der Schweiz und der Radikalen gegenüber ohnmächtig erscheint. Er und die Seinigen sind und bleiben die Erben eines Hauses, das zu andern Zeiten seine Kräfte vergeudet hat und daß erst durch seine Erfahrungen heilvolle Lehren zu geben vermag, aber jüngern Kräften die Lenkung der Verhältnisse überlassen muß und wird.

J. — y.

III.

Aus London.

Königin Victoria und der Schauspieler Macready. — Die Befestigung Englands. — Nina. — Herzog von Braunschweig. — Die Post und die Journalistik. — Amerikanische Damen. — Verantwortlichkeit der irischen Geistlichen. — Einrichtungen in der Englischen Bank. — Steuer auf Gas. — Glück durch Hühneraugen.

Am 6. Januar, am Dreikönigstage, bekam die britische Majestät eine große Sehnsucht nach einem classischen Genusse, vielleicht aus esprit de contradiction, weil der Tag allgemein sehr festlich begangen und besonders mit einem wunderschön verzierten Kuchen gefeiert wird, bei dessen Zerstückelung dann ein Bohnenkönig und seine Königin vom Schicksal zusammengeführt werden. Königin Victoria aber wollte den Kuchen durch eine Vorlesung der „Antigone“ würzen, und schickte zu dem Schauspieler Macready, ihm seine bonne fortune zu verkünden. Dieser aber wußte die Gnade gar nicht zu schätzen, ja er nahm sie vielmehr als eine Ungnade auf. Da Ihre Majestät, als er den Geschmack für das classische Drama aufzufrischen wünschte, sich weigerten sein Theater zu besuchen und nicht das geringste Interesse in seiner Bemühung in dem Bezug nehmen, so wollte Macready auch jetzt die königlichen Ehren nicht durch das Vorlesen eines Stückes ermüden, das man nicht

hatte wollen spielen sehen, und zog es daher vor, den 6. Januar in seinem Hause zuzubringen. Wollten doch alle Künstler eine so unabhängige Stellung annehmen!

Macready ist aber auch der Schauspieler par excellence und gerne versammeln sich in seinem Salon die ersten literarischen Notabilitäten und Künstler.

Das neue Jahr hat sonst noch nichts Neues gebracht; „Punch“ hat Lord John Russell im Nebel erscheinen lassen und sich dann zum Schulmeister gemacht, um zwei allerliebste Knaben, den kleinen John und den kleinen Rothschild in die Schule zu nehmen. Der Einfall und die Ausführung sind höchst witzig. Sonst beschäftigen sich alle Blätter nur mit der Befestigung Englands und schreiben ein so Langes und Breites darüber, als wenn der Feind schon vor den Thoren wäre. Es habe sich John Bull's ein „anständiger Schauer“ bemächtigt (decent horror), als die erste Idee gegeben sei, heißt es in einem Blatte — und schnell habe der Herzog v. Wellington den Rath ertheilt, es ringsum mit einer gewaltigen Mauer à la Chinoise zu versehen. Dies Reden über die Befestigung hat aber fast den Anstrich, als sei es nur dazu in Gang gebracht, um die Zeitungen zu füllen, für die ein solcher Augenblick, wo alle Geschäfte ruhen, stets eine wahre Feuerprobe ist.

Auch die Literatur hat nichts gegeben, was der Bemerkung werth wäre. „Ninfa,“ der vielbesprochene Roman, der von einer Engländerin deutsch geschrieben, vor einem Jahr bei Brockhaus herauskam, ist eben von der Verfasserin selbst, Miß Louisa Kerr Grant, in's Englische übersetzt worden. Die scharfe Kritik, die er auf deutschem Boden erfahren, hat sie also nicht abgeschreckt, ihre eigene Uebersetzerin zu sein.

Der Herzog von Braunschweig schließt sich indessen den hiesigen Communisten immer mehr an und macht sein Blatt ganz zum Organ derselben. Die Sprache, die er führt, wird stärker, und man kann kaum berechnen, zu welcher Gewalt des Ausdrucks er den Ton seines Blattes noch steigern werde. In den meisten deutschen Staaten, selbst in den freien Städten, ist diese Zeitung verboten, und der Bundestag führt ein so wachsameres Auge, daß er selbst bis nach dem kleinen Städtchen Grewismühlen, an den Küsten der Ostsee, der Uebertretung des Verbotes nachspürte und den Frevel untersagte.

Die Thronrede Philipp's kam durch ein express'es Schiff herüber, so daß sie am nächsten Morgen schon in der Times stand, was dieser eine Ausgabe von 300 Pfd. gemacht hatte. Doch rentirt es sich. Jetzt wird das Recht, Zeitungen an die Reisenden beim Abfahren mit der Eisenbahn zu verkaufen, auch schon von den Herrn Directoren vermiethet, so wird hier alles gleich ein Zweig der Industrie. An dem Stationsplatz bei „London Bridge“ zahlt der Zeitungsverkäufer jede Woche 10 Guineen Pacht; bei der „Enston Station“ 60 L. jährlich. Daran nehme man sich ein Beispiel. Für den Winter gehen die „Eypress Trains“ 48 englische Meilen die Stunde, die gewöhnlichen 38. In einem solchen Flug einmal den Hals zu brechen, ist doch der Mühe werth! In Deutschland kriechen wir nur, bleiben dafür aber auf den Beinen.

Man will jetzt eine Penny-Post nach Amerika einrichten. Die englischen Blätter berechnen, die Regierung würde dabei immer noch 50 pCt. gewinnen, und das wäre ganz genug. Die freie Versendung der Zeitschriften durch die Post, hat London Nachtheil gebracht. So kommen z. B. in Jersey 13 Journale heraus, und von diesen werden nun alle Wochen 60,000 Exemplare nach London versendet, was dem hiesigen Handel Schaden bringt. Punch aber leidet auch dabei nicht; denn er ist und bleibt unvergleichlich. Man vermuthet, daß er 70,000 Exemplare drucke. Ich ging gestern auf

das Bureau und hat die Zahl anzugeben. Der Mann lächelte. „I cannot tell you“ sagte er; es sei ein tiefes Geheimniß, in das Niemand dringen dürfe. Vor 34 Jahren wurde das erste religiöse Blatt in Amerika gedruckt; jetzt hat es deren Hundert. Kein anderes Land kann gewiß nur halb die Zahl aufweisen, und hoffentlich manches gar keine. Es scheint eine sonderbare Wirkung hervorzubringen, ein solches ewiges Reden über den Himmel und seine Bewohner; denn die Yankee Damen sind ungeheuer kriegslustig geworden, und es haben sich davon nicht weniger als 2300 eingefunden, gegen die Mexicaner mitzukämpfen, um früher aus diesem Jammerthal in die gesegneten Gefilde veretzt zu werden, von denen die religiöse Poesie singt. Es muß sich auch viel schöner in jenen Welten leben, wo der Mensch weder Kleider braucht noch Essen, und dabei schön ist wie ein Engel! Vielleicht waren es alle die Unschönen, die sich durch Feuer und Schwert zu verpuppen wünschten! Die Frömmigkeit spricht sich in der Welt jetzt auch im Kleinsten aus; so hat z. B. der Vicar von Thorvarton kürzlich bestimmt, daß alle seine Butter mit einem Kreuz gestempelt werden sollte, damit seine Leute dadurch erinnert würden, daß Butteressen nicht der Zweck des Lebens, sondern Enthaltfamkeit und Selbstverleugnung. Die Idee ist so übel nicht. Die irische Geistlichkeit sagt, O'Connell's Körper sei in Irland, sein Herz in Rom und seine Seele im Himmel; da fragen nun die Laien, wie man dies Alles so genau wissen könne, ohne Clairvoyant zu sein? Die armen Priester haben aber kürzlich einen gewaltigen Schreck gehabt, von dem sie noch nicht wieder zu sich gekommen sind. Man schreibt ihnen nämlich allgemein zu, daß diese häufigen Mordthaten, die begangen sind und noch täglich begangen werden, durch den Beichtstuhl befördert sind, und die protestantischen Einwohner Irlands haben daher ein Schreiben an die katholische Geistlichkeit erlassen, worin sie denselben ankündigen: daß in jedem Dorfe, worin der protestantische Landlord von seinen Leuten umgebracht werde, von jetzt an der darin lebende Priester mit seinem Leben die Frevelthat büßen solle. Diese Anzeige hat nun ein Ach und Weh hervorgerufen, das ohne Ende ist. Ob die Furcht vor solcher Strafe Früchte tragen wird, muß die Zeit lehren.

Mit der Geldkrisis ist es jetzt bedeutend besser in England. Die Staatspapiere sind gestiegen und die halbjährlichen Dividenden ausgezahlt. Welch' schöne Ordnung dabei herrscht, ist nicht genug zu rühmen! Da stehen an den Eingangsthoren der Bank die Thorwächter in ihren rothen Röcken, mit alterthümlicher Verzierung und dem dreieckigen Hut, alte eisenfeste Männer, die diese Bedienung für früher geleistete Dienste als eine Versorgung ihrer alten Tage erhalten haben; sie weisen den Kommenden zurecht, das ist ihr ganzes Geschäft. Gelangt man nun an die gesuchte Thüre, so ist diese doppelt, auf dem einen Flügel steht „In“ auf dem andern „Out;“ sie fliegen von selbst beim leisesten Drucke auf und fliegen wieder zu in ihre rechte Stellung. So geht alles ohne Störung vorüber und ohne Zeitverlust. Nun kommt man in die innere Rotunde, wo gezahlt wird. Das geht aber nicht gleich. Man muß erst in ein zweites Gemach gehen, wo in großen Lettern an der Wand herum das Alphabet steht; da sucht man sich seinen Buchstaben aus. Der Mann der darunter sitzt, öffnet sein Buch, findet den Namen, läßt ihn zur Sicherheit nochmals schreiben, vergleicht die Schrift, findet sie ähnlich, und gibt dann ein Papier auf die schuldige Dividende. Nun geht man stumm, wie man gekommen, durch „Out“ in die Rotunde zurück, reicht sein Billet dem wenigst beschäftigten; er nimmt es, schiebt das Geld auf einer Schaufel hin und alles ist abgethan, und man findet sich durch ein anderes „Out“ wieder im Freien.

Das Deficit des Staatseinkommens ist aber in den letzten sechs Monaten so bedeutend gewesen und man hat an Steuern so viel verloren, daß man beschloß, heißt es, die Income Tax auf 4 Penny vom Pfund zu erhöhen. Diese Vermuthung erregt viel Schrecken. Nun klagt man auch, daß die Königin die Steuer nie gezahlt. Als vor drei Jahren der erste Vorschlag dazu von Sir Robert Peel gemacht wurde, sagte sie gleich, dann würde sie und der Prinz die ersten sein, die sich der Steuer unterwürfen, und der Nation das Beispiel geben; der Jubel über diese Worte war so allgemein, daß die kleine Majestät wohl kaum eine Lebensperiode gekannt, in der sie so populär gewesen. Es ist aber bei dem Versprechen geblieben, und man zählt ihr jetzt nach, wie viel im Laufe von drei Jahren die Ausführung desselben dem Staate eingebracht haben würde.

Es ist in Vorschlag gebracht, um die Revenuen zu heben, eine Steuer auf das Gas zu legen. Man berechnet, wenn ein Schilling auf Tausend Cubikfuß käme, so brächte dies dem Staate alljährlich 2 Millionen Pfd. St. Die Summe ist bedeutend genug, um über die Sache nachzudenken. Für Deutschland wäre das nun freilich noch nichts, denn die paar Nachtlampen, die man in Berlin in den Straßen anzündet, um nur eben den Mond dadurch zu verdunkeln, können nicht sehr viel Material verzehren. Mr. Drury ist aber jetzt da um nachzusehen; vielleicht sieht er nicht blos, sondern verbessert auch zugleich.

Das schönste Beispiel, wie ein Deutscher sein Glück auf englischem Boden mache, liegt jetzt eben vor, und es ist gewissermaßen eine Pflicht darauf hinzuweisen, weil so viele junge Männer von Talent, die ein paar Dummheiten haben drucken lassen, zum Auswandern genöthigt sind und dann hier auf fremdem Boden, wenn sie nicht etwa Talent zum Taschendiebe haben, so ganz con amore verhungern können. Herr Eisenberg widmete sich hier der Kunst die Hühneraugen zu schneiden (ob es schicklich ist davon zu sprechen, lasse ich dahingestellt sein), er that es mit so günstigem Erfolg, daß sein Ruhm sich binnen kurzem über Stadt und Land verbreitete. „Monsieur Eisenberg m'a extrait les cors avec un grand succès et une grande habileté,“ unterzeichnet Louis Napoléon. Dies steht jetzt in allen Zeitungen, und der Hühneraugenarzt fährt indessen in einem hübschen Wagen zu seinen Patienten, hat ein schönes Landhaus in Richmond, eine elegante Stadtwohnung und außerdem alles, was der Zubehör eines solchen Establishments an Luxus erfordert. Das ist also ein Retter, das seinen Mann nährt, und da er wie ein Gentleman leben kann, darf er auch Gentlemen einladen, an seiner wohlbesetzten Tafel Platz zu nehmen. — So ist England. Rette den Schein und du bist ein Ehrenmann!

Amely.

IV.

Aus München.

1.

(Verspätet.)

Das neue Ministerium.

Unser Ministerium der guten Hoffnung, wie es in der zweiten Kammer vielfach genannt worden ist, ward nach der gewöhnlichen Zeit des guten Hoffnungsseins (v. 1. März bis 1. Dezember), also gerade nach neunmonatlichem Bestand, glücklich von einem jungen, wir wollen erwarten, kräftigen Nachkommen entbunden; nur hat nach alter Götter Weise das Kind die Mutter verschlungen. Wohl wußte man, daß Herr von Zenetti das Portefeuille des Innern nur auf ein Handbillet des Königs

1848. I. B.

23

über die Dauer der außerordentlichen Ständeversammlung behalten hat, aber das Ausscheiden des Herrn v. Zudheim weiß man sich heute noch nicht zu erklären, und bei Herrn von Maurer vermuthet man den Grund in seiner Haltung in der ersten Kammer. In der That erscheint die Neußerung, die vorigen Minister hätten „den König in den Noth herabgezogen“ von einem gewiegten Staatsmann eben so unparlamentarisch, wie die Mittheilung der vertraulichen Neußerung des Herrn von Abel gegen ihn, „er hätte sich nicht so mächtig verhalten und die Gefängnisse gefüllt,“ ungeziemend erschien. Daß die Frage der Gesetzgebung, welche in Herrn v. Maurer ihren Mann endlich gefunden zu haben schien, wohl auf's Neue in's Stocken gerathen werde, fürchtet man im Volke.

Fürst von Wallerstein, welcher sowohl um seines frühern Wirkens willen, als namentlich durch das bekannte System seines Nachfolgers erst eine Popularität im Lande erhalten hat, ist ein Mann von eminenten Talenten, und ob man schon bei der Debatte über die Censur merken konnte, daß er auf einen Ministerposten los steuere, so versprechen sich doch alle Fortgeschrittenen von seinem Wirken als Kultusminister viel Gutes, obschon Manchem sein erster Erlass vom 8. d. M., nach welchem die von Sr. Majestät am 29. Mai genehmigte und vom Ministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten am 7. Juni ausgeschriebene Verfügung wegen Abordnung weltlicher Commissarien zu den Prüfungen für die Aufnahme in die Priester-Seminare, außer Kraft gesetzt wird, nicht ganz gefallen will. — Herr v. Beisler, wenn wir nicht irren, derselbe, welcher sich als Regierungsrath in Schwaben mit dem Fürsten Wallerstein als Präsidenten dieses Kreises seiner Zeit nicht zum Besten stand und sogar in einer Broschüre gegen ihn auftrat, ist vom Präsidenten des Oberrechnungshofes zum Justiz-Minister erhoben worden, allerdings eine sehr verschiedene Branche und wir wollen zusehen, wie er das Werk der Gesetzgebung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in Angriff nehmen wird. Gleich befremdend erscheint die Ueberantwortung des Finanz-Ministeriums an den Direktor der Steuer-Kataster-Commission Herr B. F. Seres, ein ziemlich unbekannter Name.

Das Gerücht als stehe Herr v. Abel wieder in Gnade und würde bald Bundestags-Gesandter werden, verdient um so weniger Glauben, wenn man es mit der auf glaubwürdige Weise bekannt gewordenen Neußerung unseres Königs, bezüglich der schweizer Angelegenheit und der Jesuiten, zusammenhält, eine erfreuliche Neußerung, die wir nur in der Voraussetzung mitzutheilen unterlassen, sie sei den Lesern der Grenzboten anderweitig schon bekannt geworden.

Warten wir, wie das neue Ministerium die von seinen Vorgängern im ganzen Lande angeregten schönen Hoffnungen in Erfüllung bringen, ob die Presse, welche, wie ein Reichsrath in der ersten Kammer behauptete, von dem Fürsten Wallerstein seiner Zeit todt geschlagen worden sei, unter ihm wieder neues Leben gewinnen wird, ob besonders noch das Werk der Ablösung gefördert, die deutschen Schullehrer zu einem genügenden Auskommen und die Juden zu ihrem vollen Recht gelangen werden.

H.

2.

Entgegnung.

Die Correspondenz aus München in No. 48 der Grenzboten enthält einen argen Ausfall auf den Vorstand der hiesigen chirurgischen Klinik, dessen Tendenz uns um so tadelnswerther erscheint, als man der Darstellung gemäß durchaus nicht Unkenntniß des Correspondenten, rücksichtlich der Universitätsverhältnisse, annehmen kann.

Der Charakter und das segensreiche Wirken jenes Professors ist hier zu Lande wohl zu sehr zu seinem Vortheile bekannt, als daß ihm aus solchem Angriff ein Schaden rücksichtlich der öffentlichen Achtung erwüchse, und nur um weniger Unterrichtete über die Sachlage zu belehren, möge diese Entgegnung dienen.

Jeder Mediciner und sehr viele Aerzte unsrer Residenzstadt, denen es darum zu thun war, jenen Mann in seinen Vorträgen so wie am Operationstische kennen zu lernen, haben Gelegenheit gehabt, seine Wissenschaft und sein practisches Talent zu bewundern, und sich von dessen Interesse für wissenschaftlichen Fortschritt zu überzeugen; und keinem seiner Zuhörer konnte es entgehen, mit welcher sichern Takte er dem wahrhaft Practischen, gegenüber den Einwürfen starren Vorurtheils, Geltung zu verschaffen weiß, wie er es bei der herrlichen Operationsmethode für bewegliche Unterleibsbrüche nach Wugen bewies, die dadurch vom Untergang der Vergessenheit gerettet wurde. — Als nun die enthüllte wohlthätige Wirkung des Schwefeläthers das Interesse des gebildeten Publikums erregte, wohnten mehrere hochgestellte Personen Operationen bei, nicht aber um die Gewandtheit des Operateurs zu bewundern, sondern sich von der Wohlthat der neuen Erfindung zu überzeugen.

Was die Anspielung auf Herrn v. Walthers Aphorismus, den Stromeyr nachsprach, betrifft, so mag derselbe einst Geltung gehabt haben, für jetzt ist er nicht mehr anwendbar, und durch thatsächliche Beweise widerlegt, indem wir unter den von Rothmund gebildeten jungen Aerzten auch ein paar tüchtige Chirurgen aufzuweisen haben, was der Correspondent nicht wissen zu wollen scheint.

S.

V.

Aus Breslau.

Niederlage der schlesischen Presse. — Monatschriften. — Städtische Ressourcen. — Gerücht einer Untersuchung.

Mag man über unsern Oberpräsidenten Herrn v. Wedell sagen, was man will, er ist ein Mann der Energie. Als er an die Spitze der Provinzial-Verwaltung trat, war die schlesische Presse in einem regen Aufschwunge begriffen. Viele der kleineren Blätter, z. B. der Waldenburger Beobachter, der Hirschberger Vöte, die Silesia u. s. w., brachten selbstständige Artikel über politische und sociale Fragen, von denen namentlich die in dem letzten Blatte einsichtsvoll und geschickt geschrieben waren. Die Schlesiensche und die Breslauer wurden von tüchtigen Kräften bedient und errangen sich auch außerhalb der Provinz Anerkennung. Wie ganz anders jetzt. Während die kleineren periodischen Blätter ganz in die alte vor 1840 herrschende Lethargie zurückgesunken sind und sich lediglich vom Nachdruck alter Erzählungen nähren, beschränken sich unsere Zeitungen fast nur auf Excerpten von Neuigkeiten aus anderen Journalen. Um ersteres zu Wege zu bringen, bedurfte es nur eines einzigen Oberpräsidial-Kundschreibens an die Censoren mit einem strengen: Cavete! Letzteres ist das Resultat consequenter Maßregelung. Die schlesische Zeitung hatte ein Privilegium von alter Zeit her. Bei der Occupation Schlesiens verfocht sie sehr energisch das preussische Interesse und trug viel zur Beruhigung der Gemüther bei. Aber trotz dieses, wie man glauben sollte, unantastbaren Privilegiums, trotz dieses unleugbaren Verdienstes um das preussische Gouvernement war die mißliebige Richtung einiger Jahre hinreichend, das Blatt in den Anglistall einer „Concession auf Widerruf“ zu sperren und die Grenzen seiner Thätigkeit so eng zu ziehen, daß ein Versuch, sie zu überschreiten,

23*

auch ein Selbstmordversuch wäre. Die Breslauer Zeitung hat es schon längst aufgegeben, eine Selbstständigkeit zu behaupten. Dieses Blatt noch mehr den officiellen Ansichten dienbar zu machen, war darum ein Leichtes. Und nun nehmen Sie noch die dritte im Bunde, die Oderzeitung, dieses Organ, welches ganz offen den feudalen Staat proklamirt, so werden Sie begreifen, daß der schlesische Liberalismus recht eigentlich zur Hungerkur verurtheilt worden ist. Um wenigstens nicht ganz zu verschmachten, ist er genöthigt, nach dem Brosamen der Monatschriften zu schnappen, die ihm die Großmuth des Herrn gestattet. Mit den Monatschriften ist es aber eine eigene Sache. Fast jedes Jahr sah einige entstehen aber auch wieder vergehen. Nur eine einzige, die Ressourcen-Zeitung, hat ein Jahr hinter sich und schickt sich eben an, unter verändertem Titel auch in das zweite Jahr hinaus zu wandern. Wir hören, daß die Publicisten der entschieden liberalen Gesinnung gerade in Rücksicht auf die Trostlosigkeit unserer Presse sich um diese Monatschrift schaaren werden, um wenigstens ein kleines Gegengewicht für ihre eigene Partei einzulegen. Männer wie G. Simon, Ed. Graf Reichenbach, Dr. Borchardt u. s. w. sollen sich für die Mitarbeiterschaft bereit erklärt haben. — Die hiesige städtische Ressourcen-Gesellschaft zählt jetzt nahe an 2000 Personen. Seit Anfang des Winters hat sie von dem ihr zustehenden Recht, über nicht politische und nicht religiöse Fragen zu dabattiren Gebrauch gemacht und einen Fragekasten eingerichtet, der zuweilen recht interessante, oft aber auch zum Sterben langweilige Discussionen veranlaßt. Daß die Unterhaltung zu keiner rechten Freundigkeit erblüht, liegt wohl zum größten Theil daran, daß die Gesellschaft sich in jedem Augenblicke ihrer strengsten Ueberwachung bewußt ist. Denn es steht notorisch fest, daß der Herr Oberpräsident ein genaues Referat über die Debatte erhält.

In diesem Augenblicke durchläuft eine sehr beängstigende Nachricht unsere Stadt: die Veranlasser, Verfasser und Verbreiter jener von 200 Bürgern unterschriebenen Adresse an den Magistrat, sollen wegen Majestätsbeleidigung zur Untersuchung gezogen werden.

VI.

Aus Halle.

Die freie Gemeinde. — David Strauß an Wislicenus. — Separatistische Bewegungen.

Während andere Provinzen Preußens die politischen Angelegenheiten zur Entscheidung zu bringen suchen, beschäftigt sich Sachsen immer noch hauptsächlich mit religiös-kirchlichen Gegenständen. Wislicenus trat bekanntlich vor anderthalb Jahren aus der Kirche und bildete eine freie Gemeinde, welche alles specifisch Christliche zurückließ und sich auf den allgemein menschlichen Standpunkt stellte. Diese Gemeinde hat sich als ihr Gemeinbewußtsein angeeignet und entwickelt, was die deutsche Wissenschaft zuletzt herausgearbeitet hat. Die Namen Feuerbach, Ruge, Strauß hört man oft in ihren Versammlungen. Wie der Letztere diese Gemeinde ansieht, konnte man neulich aus einem Briefe erfahren, den derselbe an Wislicenus gerichtet hatte. Er schreibt ihm auf eine Aufforderung zur Mitarbeit an der Monatschrift „Reform“ von Wislicenus, dessen Brief habe ihm, indem er sich ganz zu seinem Standpunkt bekenne, ein Glück bereitet, wie es ihm nur selten widerfahre. Er habe von Anfang an Wislicenus von denen zu unterscheiden gewußt, welche auf liebenswürdige Weise von der Wissenschaft

Umgang zu nehmen verständen. Daß Wislicenus nicht viele Genossen habe, finde er in der Ordnung, denn nach seiner festen Ueberzeugung könne Einer nur in dem Grade Mann des Volkes sein, in dem er noch Irrthum in sich habe. Er halte es noch für unmöglich, daß je das Volk aus der dunkeln Höhle sich zum lichten Tage erheben könne: denn wohl lehre ihn die Geschichte, daß die Schicht des religiösen Wahnes, der auf den Köpfen der Menschen liege, von Jahrhundert zu Jahrhundert dünner werde, daß sie aber je durchbrochen werden könne, sage sie nicht. Er freue sich, wenn er irren sollte, und hoffe auf praktische Widerlegung. Sein Urtheil sei übrigens ein rein persönliches und örtliches; wo er auch jezt gewesen, habe er stets die Masse gegen sich gehabt, und der schwäbische Volksgeist entspreche dem zähen, unvermischten Lehmboden; die Orthodoxie sei dort ungebrosen, und in der lezten Zeit komme gleich einer Kartoffelkrankheit der Pietismus hinzu. — So dehnt die freie Gemeinde nach allen Seiten ihre Verbindungen aus und bestimmt ihr Wesen. Je mehr sie dies thut, um so mehr stößt sie das halbe und zweideutige von sich ab. Bekanntlich waren unter den protestantischen Freunden entschiedenere und weniger entschiedene Rationalisten; die erstern mehr speculativ und wissenschaftlich gebildet, die leztern dem gesunden Menschenverstande huldigend. Dies hat sich jezt geändert. In Halle traten die Freunde Uhlisch's aus der Landeskirche und verbanden sich mit den Deutschkatholiken, da ihnen die freie Gemeinde nicht völlig zusagte. Sie gehörten mehr der zweiten rationalistischen Richtung an; die erstern, die speculativen, blieben in der Kirche, sie, die nach Guericke's Ausdruck „der vorgeschrittensten Richtung“ angehörten. Sie können die scharfe Luft des Lebens nicht vertragen, und bleiben deswegen in ihre Pelze gehüllt auf ihren Sesseln, die in der Ferne durch Kirchenmauern vor dem Zuge geschützt sind. Der Bedeutendste von ihnen, Schwarz, hat in diesen Tagen ein Werk herausgegeben, das die Darlegung seines Standpunktes enthält. Es wird für ein abstruses theologisches Werk erklärt, durch welches Schwarz sich völlig von der freien Wissenschaft losragt und zur Theologie zurückkehrt. Ihm zur Seite steht der Dr. Hagen, der einige kleinere philosophische Arbeiten herausgegeben hat. Auch er ist entschieden für das Nichtaustrreten, so daß diese beiden, von ihren alten Freunden verlassen, ziemlich einsam stehen, und wie es scheint, sich an die Spitze einer Partei von Bleibedrinns zu stellen gesonnen sind. Die Trittaus haben natürlich danach ihre Position gegen sie genommen, so daß sie zwischen zwei Feuern stehen. Ihre Lage ist deshalb nicht die angenehmste; sie haben zwar versucht, sich auf den Standpunkt des Wikes und Spottes zu stellen, dies ging aber nicht, ohne sich dadurch Blößen zu geben; und so werden sie wohl ihre Position nicht lange behaupten, sondern nothwendig zu einer Seite hinübergezogen werden.

N.

VII.

Aus Berlin.

Der ständische Ausschuss. — Die Herren von Bodesschwingh, Auerswald und Camphausen. — Anstalt. — Das Strafgesetz.

Der Ausschuss hat die politische Seite seiner Wirksamkeit erledigt, und wir haben Ursache, mit dem Resultat verhältnismäßig zufrieden zu sein. Die gesammte Opposition hat ihr Botum durch Herrn v. Auerswald in corpore abgegeben, und zwar dahin, daß sie an der Berathung des Strafgesetzentwurfes Theil nehmen wird, daß sie aber im Uebrigen bei ihrem Vorbehalt beharrt, und trotz der königlichen Erklärung sich auf

tein Geschäft einlassen wird, das irgendwie den Rechten des vereinigten Landtags Eintrag thun könnte. Der königliche Commissarius hat darauf erwidert, die Regierung gehe ihrerseits von ihrem Rechte, dem Ausschuss Geschäfte anzulegen welcher Art sie wolle, nicht ab; sie werde aber wenigstens zunächst keine andern vorlegen, als solche, in denen sie mit der Opposition in Uebereinstimmung sei, und sie wolle andererseits dem Gewissen der Deputirten und demgemäß ihrer Ansicht, ob sie auf Berathung dieser oder jener Frage eingehen wollen, keinen Zwang anthun. Das scheint wenigstens der Sinn der etwas unbestimmten Ausdrücke des Herrn v. Bodelschwing zu sein, der um so mehr zu beachten ist, da derselbe zugleich andeutet, die Regierung sei nicht abgesehenigt, überhaupt die Vorschläge der Stände behufs Modification der Verfassung in Betracht zu ziehen, wenn nur erst — des Anstands halber — die verschiedenen im Patent angesehenen Formen des ständischen Wesens ihre Function ausgeübt haben würden. Die Erklärung der Opposition erhielt um so mehr Gewicht, da Herr Camphausen, zugleich eines der geachtetsten und gemäßigtesten Mitglieder derselben, mit hohem Ernst das schlimme Verhältniß der Regierung zu den Ständen auseinandersetzte, deren Vermittelungsversuche sie mit „Zorn“ von sich gewiesen habe. Dieser Ausdruck erregte den Unwillen der conservativen Partei, und der Landtagsmarschal wollte den Redner zur Ordnung rufen, erklärte sich aber sofort für befriedigt, als dieser bemerkte, bei dem Sinn seiner Rede müsse er bleiben, wolle aber gern, wenn er den Herren damit einen Gefallen thäte, den Ausdruck „Zorn“ in „Unwillen“ verwandeln.

Wir können uns nicht enthalten, noch mit einem Wort auf die Ausschuswahl zurückzukommen. Sie war nach dem Standpunkt, welchen die Opposition, namentlich die Unterzeichner der „Declaration der Rechte“ eingenommen hatten, ein politischer Fehler; ein weit größerer Fehler aber war es, daß sich nicht die gesammte Partei zu dem einen oder dem anderen entschloß. Sie würde im schlimmsten Fall in den Ausschüssen ebenso das Uebergewicht gehabt haben, als in der größeren Versammlung. Aus demselben Grunde müssen wir den vereinzelt Austritt der Herren v. Bardeleben und v. Bede-rath bedauern, so ehrenvoll auch das Motiv war, das sie zu diesem Schritte bestimmte.

Es bleibt den Ausschüssen nun die materielle Seite ihrer Aufgabe übrig. Diese Aufgabe ist von der größten Wichtigkeit, denn der Strafgesetzentwurf enthält nicht nur Bestimmungen gegen die eigentlichen Verbrecher, die mit der Humanität und dem Rechtsgefühl unserer Zeit nicht mehr im Einklang stehen, sondern er geht auch über den Begriff des politischen Verbrechers von demselben unbestimmten und gefährlichen Princip aus, das seit mehreren Jahrzehenden die Pflicht des Richters mit seinem Rechtsgefühl in Conflict bringt. Die Stimmen so ausgezeichneten Männer, wie sie im Ausschuss versammelt sind, ist hier eine entscheidende, und jeder Leichtsinn auch in Beziehung auf den kleinsten Punkt wäre ein schwerer Verrath an der Sache des Volks.

Noch eine Frage muß ich berühren, die von mehreren Seiten, auch von einem Ihrer Correspondenten angeregt ist. Es sei nämlich ein Irrthum von Seiten der Opposition gewesen, die Berathung des Strafgesetzentwurfes zu den rechtmäßigen Functionen des Ausschusses zu zählen, denn er enthalte Bestimmungen, die den Provincialständen noch nicht vorgelegen hätten.

Einmal ist darauf zu erwidern, daß alsdann kein Gesetzentwurf den Ausschüssen vorgelegt werden dürfte, denn da die Provincialstände zu dem Entwurf jedenfalls verschiedene Bemerkungen machen werden, so wäre der in Rücksicht auf diese Bemerkungen modificirte Entwurf überall ein anderer, als der ursprüngliche.

Sodann wäre die Opposition, auch wenn ihre Ansicht darüber falsch gewesen wäre,

durch ihre Wahl, welche unter Vorwissen der nächsten Bestimmung der Ausschüsse vollzogen wurde, nach unserer Meinung gebunden. Wenigstens hätte sich der größere Theil aus — falschem oder richtigem — Ehrgefühl nach dieser Seite hin entschieden, und jeder Versuch, einer radicalen Ansicht Geltung zu verschaffen, hätte wieder eine höchst beklagenswerthe Spaltung hervorgebracht.

II.

VII.

Aus Venedig.

Öffentliche Stimmung und Maneransschläge. — Scenen bei Eröffnung des Fenicetheaters. — Italienischer Patriotismus der Fanny Cerito und deutscher Patriotismus der Fanny Glöser. — Petition um Pressefreiheit. — Paduaner Universitätsscenen.

... Ich beschränke mich auf einfache Erzählung von Vorfällen; meine Meinung darüber zu äußern ist mir schwer, indem ich, offen gestanden, mit mir selbst in Widerspruch komme; — ich bin, wie Du zur Genüge weißt, mit voller Seele dem Fortschritt zugethan, dennoch bin ich als Deutscher, um nicht zu sagen als Oesterreicher, von den tausend tödtlichen Beleidigungen, leichtsinnigen und maßlosen Angriffen, die unsere Garnison und jeder der deutsch spricht, zu leiden hat, empört. Die Gährung wird mit jedem Tage bedenklicher, — sie wird vom Adel geleitet und durchdringt alle Stände, und wie sie früher nur im heftigeren Lombarden sich äußerte, so hat sie nun auch den ruhigeren Venetianer erreicht. —

Außer den früheren, bereits bekannten, Aufschriften an den Häusern, ist noch vielfach zu lesen: „Dio lo vuole“ (Gott will es — aus der Oper *J. Lombardi*), „Sù Italia, sù Italia“ (auf Italien). Auf dem viceköniglichen Palast in Venedig: „Palazzo d'affittarsi nell' anno 1848 Venezia li 20. Dicembre 1847“ (Im Jahr 1848 zu vermietgender Palast — Venedig den 20. December 1847). Eine ähnliche Aufschrift ist auch auf jenem zu Mailand, nur, daß dort die Ausziehezeit mit dem Monat Mai angegeben ist, — so wie daß König Carlo Alberto (!) ihn beziehen wird. — Auf den Quartieren vieler Officiere ist zu sehen: „Morte al tedesco“ (Tod dem Deutschen), oder: „Mori barbaro, odiato tedesco“ (Stirb Barbar, verhaßter Deutscher). —

Zu der ersten lärmenden Aeußerung kam es hier am 26. December v. J., — dem Tage der Eröffnung des Fenicetheaters. —

An diesem Tage strömet aus den benachbarten Städten Alles was kann nach Venedig, und bis in später Jahreszeit noch auf dem Lande gewesene Familien versäumen diesen Tag gewiß nicht; denn er gibt bekannt, was jenes so schöne und freundliche Theater für den Winter an Genüssen bringt. — Schon Vormittag ist die Promenade auf der Riva Schiavoni zum Erdrücken voll, ebenso Abend der herrliche Markusplatz, welcher durch die Gasbeleuchtung zu dieser Zeit einem großen Redoutensaale ähnlich geworden.

Weit vor acht Uhr, dem Beginn der Oper, ist das Theaterparterre gefüllt, bald sieht man auch in jeder Loge zehn bis zwölf Köpfe. — Die ganze Provinz Venedig ist hier vertreten, am meisten Padua mit seiner Universität, — und harret der Dinge, die da kommen, die Operntextbücher werden schnell durchgelesen, und da mag es wohl sein, daß Worte, die ein Echo im Herzen finden, schnell wie der Blitz die Menge durchfährt, sich mittheilen. —

Oper *Macbeth* von Verdi wurde jenen Abend zum ersten Mal gegeben: Prima Donna, Anetta de la Grange vortreffliche Stimme und Methode, doch zu schwach für dieses große Theater, gefiel wenig, ebenso hatte die Musik geringen Beifall. Der erste und zweite Act gingen ohne Applaus vorüber. — Das Ballet „I libustrieri“ wurde

ausgepfliffen, — der dritte Act ohne Effect. — Im vierten Act schien sich eine Langweiligkeit über das Haus gelagert zu haben, während es nur jene Schwüle war, die einem Gewitter voranzugehen pflegt; in der dritten Scene dieses Actes hat der Chor folgende Strophen zu singen:

La patria tradita
Piangendo ne invita
Fratelli! gli oppressi
Coriamo a salvar.

Gia l'ira divina
Sull' empio ruina
Gli orribili eccessi
L' eterno stancar.

Das betrogene Vaterland
Ladet weinend uns ein
Brüder! Die Unterdrückten
Eilen wir zu retten! —

Schon der göttliche Zorn
Ueber den grausamen Verfall,
Das schreckliche Uebermaß
Ermüdet die Ewigkeit! —

Kaum ertönten die ersten Worte: *La patria etc.*, als mit einem Male Parterre und Logen mit donnerndem Gebrülle „bravo, bravo“ schrien, vom Chor war nicht eine Sylbe mehr zu hören, Orchester und Stimmen der Sänger waren hundertfach übertönt vom Gelärme des Auditoriums. Als der Chor geendet, vermehrte sich wo möglich der Lärm noch mehr, — die folgenden Scenen erlaubte das Auditorium nicht fortzusingen, und wollte stets die Wiederholung dieses Chores. — Nun ist von jeher eine polizeiliche Einführung, daß außer der letzten Aufführung nie eine Wiederholung in den großen Opern stattfinden darf. — Der Vorhang mußte endlich sinken, und in der Loge des Gouverneurs wurde lebhaft verhandelt. — Endlich wählte man das Klügste, und bewilligte die Wiederholung dieses Chores, — gleicher Lärm wie früher, doch konnte die Oper zu Ende gebracht werden. — Uebrigens hatte dieser Lärm von halb zwölf bis Mitternacht gewährt, und dieser heftige Ausbruch und Ausrufe der Menge gab deutlich die allgemeine Gesinnung kund.

Die Oper wird fortgegeben und täglich neuer Lärm, doch stets geringer, bei Abfingung dieses Chores.

Der Tänzerin Cerito war vorbehalten, neue Demonstrationen herbeizuführen. Am 1. Januar tanzte sie zum ersten Male, und erntete weit weniger Enthufiasmus als in früheren Jahren, doch am 2. Januar erschien sie in den Tricolor Farben Italiens, weiß, rosa und grün, rauschender Beifall und Geschrei, es wurden ihr drei Guirlanden zugeworfen, jede von einer der benannten Farben.

Fanny Elsler wurde in Mailand das Gleiche zugemuthet, und als sie sich weigerte, ihr anonyme Drohbriefe zugesandt, so daß sie Mailand verließ, und dadurch ein Engagement von 10,000 Fl. C.M. einbüßte. Sie hält sich diesen Augenblick hier in Venedig auf.

Außer diesen Theater-Vorfällen beschäftigt die Gemüther auch ein anderer ernsterer: das Athenäum (gelehrte Gesellschaft) in Venedig beantragte auf Anregung des philosophischen Schriftstellers Tomaseo, eine Petition durch das venezianische Suberanium beim Kaiser, um Pressfreiheit, und ladete die Mitglieder auf Unterzeichnung ein, welcher Einladung viele Notabilitäten folgten. Der Paduaner — Universitäts-Professor der Geschichte Menin, ein Greis von 66 Jahren, weigerte sich dessen. Diese Weigerung wurde in Venedig wie in Padua das Tagesgespräch. Am 4. Januar hatte Menin in seinem gewöhnlichen Hörsaale in Padua zwei Vorträge zu halten, einen von 11 bis 12, den andern von 2 bis 3 Uhr. Ersterer ging ruhig vorüber, doch bereits vor 2 Uhr war der Geschichtshörsaal und der Gang zu demselben durch Studenten und Fremde überfull. Kaum erschien der vor Kurzem stets mit den lebhaftesten Beifalls-Aclamationen empfangene Greis, — so ertönte wüthendes Pfeifen

und wildes Geschrei: „fora, fora, non vogliamo sentire niente,“ zitternd versuchte er zu sprechen, doch es war fruchtlos, es wurde die Thüre geöffnet und unter Brüllen und Drohungen zwang man ihn, das Universitätsgebäude zu verlassen. Gleichzeitig verließ Pasini, der die Petition unterzeichnet hatte, unter lautem Wivatrufen den Hörsaal.

IX.

Aus Prag.

Luxus auf allen Ecken. — Des Friedland's Niederlage. — Gemeinbeordnung. — Löwenanteil der Nordbahn. — Die Universitätsjubler und ihre Verlegenheiten. — Schmuggelprozeß.

Noch immer hält in Böhmen das Interregnum an, noch haben wir keinen Oberstburggrafen de facto, denn der ernannte weilt noch auswärts, noch haben wir zwar einen zweiten Gubernialpräsidenten, doch ist dieser mit dem einen Fuße bereits in Triest und befaßt sich nicht mehr mit Bohemica; auch einen Stadthauptmann und Polizeidirector haben wir, doch nur in partibus, denn seit Jahr und Tag übt er in Krakau Vberösterreichung. Dennoch aber geht die Maschine ihren Gang, weil eben Alles bei uns nur Maschine ist. Die abgängigen Räder derselben scheinen purer Ueberfluß, und sind doch theuerster Sorte. Wie wäre es, man ließe sie künftig ganz weg? Auch die Universität hat noch immer keinen Rector, und dennoch dürften die Schüler nicht minder an Weisheit zunehmen. Das Alles zeuget ironisch für die Ueberflüssigkeit mancher Aemter und Würden. Stände haben wir auch einmal des Jahres, wenn es sich um die Steuer fragt; doch für dieses Jahr hat sich die Ueberflüssigkeit, auch der Stände, praktisch bewiesen, denn die Stände bewilligten die Steuer nicht, und dennoch wird sie gezahlt ohne Murren. Noch manches Ueberflüssige lastet auf uns, wie sich praktisch in vielen Vorgängen bewährt; nur wir selber haben keinen Ueberfluß, das beweist die Klemme unserer Armencommission, deren Zuflüsse täglich knapper werden. Frühere Subscribenten werden Supplicanten, die Spenden nehmen ab, die Armen nehmen zu; traurige Aussicht, um so trauriger, da die gesegnete Erndte die hohen Preise vorigen Jahres keineswegs nach Wunsch und Erwarten herabgedrückt hat. Der Marktwucher ist im steten Kampfe mit der matten Marktpolizei und siegt in einem fort; wie in der Fechterbude, so ist hier die Siegerrolle im Voraus zugewiesen, hier wie überall thut Dessenlichkeit uns Noth, dieser allein weichen die Antriebe.

Ob wir uns des Sieges, den uns Arnold über die Jesuiten ante portas erringen half, noch lange freuen werden, stehet dahin; die Heuschreckenwolke, die aus Luzern herüberflog, dürfte wohl lüstern herüberblicken zu uns, und eine Heuschreckecongregation herüber senden zum Heil unserer Seelen. Wären wir sicher, die Sendlinge machten sich mit ihren Belehrungsversuchen zunächst an höhere Stände, vielleicht wäre ein Missionchen zeitgemäß, denn manch' Unerbauliches gibt es da zu erzählen. Das alte Lustspiel: „Ein Weib zu verkaufen,“ wurde jüngst neu einstudirt und wieder zur Aufführung gebracht; das Publikum zischte gewaltig. Laß dich nicht irren des Böbels Geschrei, ist der Wahlspruch höherer Gesellschaftsschichten.

Ein eigener Unstern waltet bei uns über allen Aufklärungsversuchen, selbst das unschuldige Gaslicht will nicht gedeihen, unsere Luft scheint zu dick; es passirt zu Zeiten, daß wir vom Gas weit mehr zu riechen als zu sehen bekommen. Die beleuchtende Gesellschaft unter Direction eines Herrn Friedland verfiel in bedeutende Krisen, ist nicht mehr wäglich in der Kohle und bringt den Credit der Anstalt mächtig herunter. Hat doch in dem ge-

drücken Neujahrswünsche des Theaterdieners der zweideutige Wiß Platz finden dürfen: „Nacht muß es sein, wo Friedland's Sterne walten!“ Sie sehen, auch unsere Presse ist ganz frei und entfesselt für innere Angelegenheiten, welche überhaupt in Kurzem sich mächtig heben werden, ist nur erst das ständische Comité mit seinem Vorschlage zur Communalreform fertig. Der Schöppenmeister von Kuttenberg und ein Buchdrucker Prag's sind pro informatione des Comité's zu Consulenteu gewählt; steuern wir nicht mit vollen Segeln der Communalglückseligkeit entgegen? Rätzlich wäre es wohl, sich zu vergewissern, daß den beiden Consulenteu das heute geltende Communalgesetz vollkommen geläufig, wir schlagen das harmlos und unmaßgeblich vor; ohnedieß hat die Sache keine Eile, ob das Memorandum ein Jahr länger hier verzögert wird, oder zu Wien unbeachtet liegen bleibt, ist ganz gleich. Im Orkus der Hofkanzlei bleibt das Project ohnedieß bei den übrigen ständischen Anträgen und Bitten liegen als — Rattenfraß. Scheint es doch, als hielte man es hohen Ortes unter seiner Würde, Provinzialwünsche zu berücksichtigen. Der höhere Standpunkt der Totalübersicht dient als Motiv dafür; doch beinahe scheint uns dieser Standpunkt etwas zu hoch gewählt, so hoch, daß man gar nicht wahrnimmt, was uns da unten fehlt. Die Höhen decken die Thäler und Tiefen und in diesen eben wohnt der Jammer, die Misere, der Mißbrauch und die Intrigue. So wird es hoch oben gar nicht bemerkt, wie kläglich man unsere Eisenbahnen verwaltet, wie wenig diese ihrem Zwecke entsprechen, während sich die Nordbahngesellschaft, als Unternehmer des Bahnbetriebes, ganz behaglich bei der Sache befindet. Dank dem scharfsinnig erdachten Betriebscontracte, welcher eine societates leonina zwischen Staat und Unternehmer solcher Art geschaffen, daß diese alle Chancen des Gewinns für sich haben, während die Verlustchancen nur den Staat treffen, der die Bahnen bauete.

Die Unternehmer erhalten für jedes Locomotiv, das sie in Bewegung setzen, durchschnittlich sieben Gulden C.=M. per Meile, was circa vier Gulden Gewinn gibt. Sie erhalten als Vergütung für kleine Reparaturen der Bahn und Gebäude jährlich 3800 Fl. C.=M. per Meile, wie für Befoldung ihres Betriebspersonals jährlich 5500 Fl. C.=M. per Meile; doch versteht man es, in gutem Vernehmen mit dem Aufsichtspersonal, so einzurichten, daß die der Gesellschaft obliegende kleine Reparatur so lange unterbleibt, bis sie zum Bedürfniß einer großen Reparatur anwächst, welche dann der Staat zu tragen hat; das Aufsichtspersonal gewinnt dabei doppelt, einmal bei gefälliger Nichtbeachtung des kleinen Reparaturbedarfs, einmal bei Herstellung des groß gewordenen Schadens. Est modus in rebus.

Nach beiläufigem Ueberschlage erhält die Unternehmung vom Staate für tägliche sechs Züge auf der Prag-Olmüzer Bahnstrecke von 33 Meilen eine runde Million als Betriebsentgelt. Der Staat bestreitet nebstbei alle Herstellungen und besoldet ein zahlreiches Aufsichtspersonal, nimmt dagegen die Fahrt- und Frachtgelder Brutto ein, welche jenen Aufwand nimmer erreichen, sondern stets unter demselben bleiben; die Zinsen des Baucapitals von etwa siebzehn Millionen sind überdies verloren. Solche Resultate machen es allmählig klar, warum die Bahn über Olmütz in Verbindung mit der Nordbahn hat gebaut werden müssen, statt sie direct und kürzer zu führen; strategische Rücksichten haben das nicht zu verantworten, wohl aber taktische der Nordbahn. Daß uns doch alles Unheil von Norden kömmt.

Ueberdies ist auch die Waarenbeförderung auf der Bahn so unsicher und träge, daß eine Waare, die jeder Frachter von Triest nach Prag in 32 Tagen fördert, mit Benützung der Bahn oft nach 38—40 Tagen erst hier eintrifft; so daß Handelsleute jene Waare, die an präcisen Tagen in Wien geliefert sein müssen, stets durch Frachter

besorgen lassen, weil die Bahnspedition sich nicht zu fester Lieferzeit verpflichtet und sich bei Verspätungen keinen Frachtabzug gefallen läßt. Reclamationen des Handelsstandes, wenn noch so kläglich, bleiben ohne Erfolg, die Nordbahnfürsten wissen alle Stürme abzuschlagen.

Aus Krämern werden Mächtige der Erde.

Ueber den Vorbereitungen für das Universitätsjubiläum scheint ein maliciöser Unstern zu walten! Der Rector für das Jubeljahr ist noch immer nicht geboren, und während der Geburtswehen stellt sich ein neuer Uebelstand heraus, welcher uns ohne Zweifel nöthigen wird, den Universitätsjubiläum im Jahre 1848 ganz zu unterdrücken, und ihm ein Jahr später gebührend Luft zu machen. Man überzeugt sich allmählig, daß der Kreuzherrenplatz, den man zur Aufstellung des Karlsmonumentes wählte, sich zu dem Zwecke durchaus nicht eigne, daß es unbedingt nöthig sei, den kleinen Mühlarm der Moldau solid zu überwölben, um auf diese Weise immer noch unzureichenden Raum zu gewinnen. Nun reichen aber die subscribirten Jubelfonds zu den Kosten dieser Ueberwölbung nicht aus; man preßt die Universitätsjubler zu weiteren Beiträgen, und muß doch gedeckt sein, ehe man einen Entschluß faßt, *ergo vero censeo!* Auch diese Uebelstände sind in unserer Geheimthuerei begründet, in der Unmöglichkeit selbst über derlei seine Ansicht öffentlich und gedruckt auszusprechen. Da hat das wohlweise Festcomité alles ganz privatim im stillen Kämmerlein ausgeheckt und abgemacht, die clericalen Projecte und Conclufa treten nun an's Licht, und vertragen nicht Licht, nicht Luft. Hätte nicht besser allen Subscribenten das Recht eingeräumt werden sollen, bei einer Versammlung die Sache zu erwägen, und Beschlüsse zu fassen? Auf diesem Wege wäre es kaum möglich geworden, was heute wirklich ist: dem Künstler, für die Statue des Kaiser Karl den Preis von sechzig Tausend Gulden zuzusichern, während man für die ganze Feier nur über achtzig Tausend Gulden zu disponiren hat.

Was thun wir anjeko? fragt sich das verblüffte Festcomité; die Kosten zu jener theuern Ueberwölbung bringt man nimmer auf, ohnehin ist der eifrige czechische Theil der Interessenten erbittert darüber, daß man einen ausgezeichneten czechischen Künstler übergang, und wünscht dem Unternehmen eclatantes Fiasco. Der große Eisenbahnbauherr Klein hatte es nach dem Muster seines Schutzpatrones Sancti Crispini übernommen, die Planirung des Platzes für das Monument gratis — zu besorgen; auf diesen Crispinus der Neuzeit blickt nunmehr das Comité in seinen Nöthen, auch hinsichtlich der Ueberwölbung, doch ohne Erfolg — denn Crispinus ist selbst in argen Nöthen, da man wider Wunsch und Willen behauptet, er habe jenes Schießpulver, das er zu den Felsensprengungen braucht, in großen Quantitäten einschmuggeln lassen, und das Schießpulverliche Staatsmonopol fraudulos verkürzt; unsere strengen Gefällsbehörden sind in unbehaglicher Lage, denn sie besorgen hohes Mißfallen, wenn sie dem Schützling und Liebling hoher Region, jenes Schmuggels wegen, zu scharf zu Leibe gehen; sein Buchhalter ist in Haft und wird sich ohne Zweifel zum Sündenbock hergeben müssen.

Man versichert, die Geldstrafe für den angeklagten Pulverschmuggel werde sich auf 20,000 Fl. belaufen und in gleichem Verhältnisse werden vielleicht die künftigen Bahnstrecken uns theurer zu stehen kommen.

Wann werden wir endlich der Doffentlichkeit Altäre bauen dürfen? Wie traurig, daß die Wahrheit über die Grenze hinausgeschmuggelt werden muß, um wieder hereingeschmuggelt zu werden, als wäre sie Schießpulver für Eisenbahnunternehmungen.

Justinus.

Aus Wien.

Türkische Schüler und christliche Professoren. — Die Namenlosen. — Neue Oper. — Saphir und Dingelstädt. — Thereses „Reise nach Wien.“ — Marie Louise. — Mailand. — Bürgermeister Czajka.

An der hiesigen Hochschule haben vier Schüler der Schule zu Galata Serai das erste medicinische Rigorosum öffentlich abgelegt. So neu dieses Factum in der Geschichte der hiesigen Universität ist, so finden wir doch nur Eines, was hierbei besonders zu bemerken wäre, daß der Prüfungsakt ein öffentlicher war, während er sonst bei geschlossenen Thüren stattfindet und zwar sehr zum Vortheil der Geprüften und der Prüfenden, denn noch immer sind die österreichischen Professoren gewohnt, die ihnen unmittelbar nach der Prüfung social ebenbürtig sind und sie geistig vielleicht schon überragen, als ihre Klienten zu betrachten. Es war erfreulich, zu sehen, wie selbstständig die Mohamedaner sich gegenüber den prüfenden „Christenhunden“ benahmen; ja sie überragten sie sogar in gewisser Beziehung durch den feinen französischen Ausdruck — das Examen fand in französischer Sprache statt — ihre Examinatoren, welche mit Ausnahme des Professor Hyrtl, sich eben nicht als glückliche Schüler Meidingers bewährten. Interessant war es, wie einer von ihnen über die Best befragt, den Frager belehrte. Alle Anwesenden gewannen fast die Ueberzeugung, daß diese Barbaren (!) besser und gründlicher als unsere Studenten unterrichtet seien.

Die hiesige medicinische Fakultät, ein in seinen mittelalterlich begründeten Statuten interessantes Institut, hat soeben dieselben erscheinen lassen und hoffen, daß die neueren für die jetzigen Zustände und Verhältnisse entworfenen, von der k. k. Regierung, der sie untergebreitet worden, bestätigt werden. Zu wünschen ist, daß der neu gewählte Decan Dr. Gerch, der eben kein genialer Geist, aber eine praktische fleißige Natur ist, die Rechte der Fakultät wahren wird. —

Der vielfach thätige, in gewisser Beziehung nicht unverdienstliche Dr. Schmidl, jetzt Aktuar der Akademie der Wissenschaften, hat eine literarische Gesellschaft begründet, die sich jeden Samstag in einen heitern Locale, wo die neuesten Bücher und Journale ausliegen, zu einem Souper versammelt, während welchem Tischreden und heitere und ernste Vorträge stattfinden. Da dergleichen, nicht ohne der competenten (!) Behörde bekannt gemacht zu werden, stattfinden darf, so wurde, wie ich höre, auch diese Gesellschaft angezeigt, und ihr hingegen bedeutet, man wolle gegen diese Zusammenkünfte nichts einwenden, jedoch dürfe sie sich keinen Namen beilegen und sich gewissermaßen dadurch als Gesellschaft constataren. Diesem Gebote folgte denn auch die Gesellschaft pflichtschuldigst und taufte sich „die Namenlosen;“ es mag wohl einige Ironie bei dieser Taufe mit unterlaufen sein, denn sehr wenige unter den Herren sollen, Castelli, Wolf und noch einige Wenige ausgenommen, unter ihnen einen Namen haben.

Die Oper „Maritana,“ von einem hier lebenden Engländer Namens Wallace, hat im Theater an der Wien nur wenig gefallen, der Compositour scheint ein englischer Vorzug; leichte Melodien, populäre Sangweisen, wenn auch nicht nach dem Ruhm der Originalität strebend, sind die Eigenschaften der auch im Texte nicht glücklichen Oper. Das Gastspiel der Frau Legationsrätthin Luzer-Dingelstädt, wäre bald Ursache eines blutigen Duells geworden. Man erzählt sich die Sache in allen geselligen Kreisen, und so kann ich sie, ohne Gefahr indiscret zu sein, auf mich zu laden, Ihnen mittheilen. Herr Saphir schrieb eine Kritik über die Sängerin, welche eine als allgemein erkannte Wahrheit, daß die Sängerin ihre einstigen Tonmit-

tel nicht mehr besitze, aussprach, verbrämte dieses aber in seiner bekannten Weise mit eben nicht zarten Persönlichkeiten. Der Gatte forderte den Journalisten und wählte, was wohl seine friedliche Absicht verrieth, den alten zitternden Castelli zum Cartelträger unter dessen vielen schätzenswerthen anakreontischen Eigenschaften die Tapferkeit eben nicht aufgezählt wird. Saphir machte über diese Herausforderung einige mehr oder weniger gute Witze, und Duellant und Cartelträger gaben sich schönstens zufrieden.

So eben ist ein Buch, „eine Reise nach Wien“ von Therese, hier angenommen, welches wir in Folge des Rufes der Verfasserin mit einigem Interesse in die Hand genommen haben und völlig unbefriedigt wieder zur Seite legten. Es enthält Reiseindrücke, wie sie jede gebildete Frau, ohne Anspruch eine Schriftstellerin zu sein, in ihrem Tagebuch niederlegt, wenn sie Schmid's „acht Tage in Wien“ zu Hülfe genommen hat, es sind Notizen, wie sie in Wiener Blättern über heimische Institute nicht selten vorkommen. Kirchen, Galerien, Spaziergänge, Gräfte und Humanitätsanstalten, werden flüchtig besprochen, dafür dem Spiele der Hoffchauspieler, kritische Aufmerksamkeit gewidmet; man merkt es dem Buche an, daß die reisende Dame beim Fürsten Metternich zu Mittag gegessen und von der Fürstin einen Gegenbesuch empfangen hat. Nirgend, das Burgtheater und das Irrenhaus ausgenommen (eine seltsame aber nicht unanaloge Zusammenstellung) ein tieferes Eingehen in die socialen Zustände unseres bewegten Residenzlebens. Ueberall aber ein diplomatisches Schweigen über die Literaturzustände Oesterreichs, deren Besprechung wir von der Schriftstellerin, der Freundin von Schriftstellern, mit Recht erwarten dürften. Eines müssen wir hervorheben, daß es ein durchaus wohlwollender Sinn ist, der diese flüchtigen Skizzen diktirt hat, und der Verleger, Herr Brockhaus, darf sich der unangenehm angenehmen Veruhigung hingeben, daß dieses Buch, wie seine Deutsche Allg. Zeitung, in Oesterreich erlaubt sein wird.

Die von der Augsburg'schen Allg. Zeitung wiederholt gebrachte Nachricht, die Leiche der Herzogin Maria Louise sei hier angelangt, ist gründlich falsch, denn noch heute den 19. Januar befindet sie sich nicht hier und dürfte noch eine gute Weile auf sich warten lassen, da die Escadron Husaren, welche nach Parma geschickt wurde, um die Leiche nach Wien zu escortiren, dort nützlicher verwendet werden kann, ein zu aufgeregtes Leben zu bewachen, als ein leblos und untergegangenes.

Die vermittelnde etwas unsichere Proclamation des Vicekönigs des lombardisch-venetianischen Reichs, hat hier wie in Mailand eine unbefriedigende Wirkung hervorgebracht; hier, weil man den Unruhbestiftern keinerlei Concessionen zu machen geneigt ist; in Mailand, weil Niemand an die schönen Worte glaubte. Die Proclamation wurde an den Straßenecken herabgerissen, und der unheilvolle Corso, wo die ersten Thätlichkeiten vorkamen, wird jetzt allgemein in Mailand der Märtyrer Corso genannt.

In Wien herrscht im Allgemeinen ein gedrücktes Leben, die Zustände der merkantilschen Welt liegen bedeutend darnieder; hiezu macht die Hoftrauer den diesjährigen längsten Carneval zu einem nicht lebhaften.

In unsern städtischen Angelegenheiten bereitet sich ein gewaltiger Umschwung vor; die Richter der Vorstädte werden demnächst den Titel Gemeindevorstände erhalten! das sind die Bewegungen innerhalb des Municipallebens, welches dadurch vielleicht eine andere Gestalt bekommen würde, wenn sich das lange verbreitete Gerücht bestätigte, daß der Bürgermeister Czajka zum Vicepräsidenten einer Regierungsstelle befördert, d. h. bedeutungslos gemacht wird; jedenfalls neigte er seit Jahren mehr zur Bekämpfung der Bürgerprivilegien als zu deren Erweiterung hin und hat seine frühere Popularität

ziemlich eingebüßt. Die von ihm in's Leben gerufenen Schlachthäuser in der Vorstadt Gumpendorf werden mit künftigem Morat eröffnet werden, worüber die Fleischhacker natürlich Zeter und Mordio schreien, während wir im Interesse des Publikums die Sache nur willkommen heißen müssen.

Die projectirte künstlerische Ausschmückung der öffentlichen Brunnen scheint sich nicht bewähren zu wollen, was um so mehr zu bedauern ist, als die Plastik in Wien, ohne sie Feinerkeit oder nur sehr sparsame Unterstützung findet. 0—0

XI.

Heinrich Wuttke über die schlesischen Stände.

Nur eine Parteistimme, aber eine höchst anerkennenswerthe, können wir eine Schrift nennen, die uns vorliegt, und auf die wir Jeden aufmerksam machen, der an dem politischen Leben Deutschlands ein Interesse nimmt: Die schlesischen Stände, ihr Wesen, ihr Wirken und ihr Werth in alter und neuer Zeit. Von Heinrich Wuttke. Leipzig 1847. Hartknoch. Der Verfasser hat als Historiker überhaupt und namentlich als gründlicher und gelehrter Kenner der vaterländischen Geschichte ein Recht, seine Stimme bei einer Frage abzugeben, die das Wohl und Wehe der Provinz, der er durch Geburt angehört, auf das Tiefste berührt. Dieses Recht bewährt er durch eine rühmliche patriotische Gesinnung, einen unerschrocknen Freimuth, der nach keinen Voraussetzungen fragt und sich vor keinen Consequenzen scheut, und eine Rechtlichkeit, die auch den Gegner anerkennt, wo er auf legitimem Boden steht.

Die Schrift ist von zwei Seiten aufzufassen. Einmal ist sie Geschichte. Sie gibt in einer gedrängten lichtvollen Uebersicht die Geschichte der alten schlesischen Stände in den Böhmischo-Oesterreichischen Zeiten; zeigt, wie das ständische Wesen erst seit der Besetzung Schlesiens durch Friedrich den Großen völlig unterdrückt wurde; sie setzt die Begünstigungen auseinander, welche dem Adel unter der Regierung Friedrichs zu Theil wurden, geht dann zu dem gewaltigen Umschwung der Dinge unter dem Ministerium Stein über, und schließt mit der Thätigkeit der schlesischen Provinzialstände von ihrer Organisation an bis auf die Einberufung des vereinigten Landtags.

Die ganze Darstellung ist objectiv und überall mit Documenten belegt. Von dieser Seite kann man die Schrift keine Parteistimme nennen. Eben so evident tritt folgendes Resultat jedem unbefangenen Leser entgegen: Alle wesentlichen Fortschritte der Provinz sind von den Beamten ausgegangen; die Bildung der Provinzialstände war — wenigstens für Schlesien — eine Reaction, weil sie eine neue Aristokratie gründete, oder wenigstens zu gründen bestimmt war; die Provinzialstände haben überall mehr ihr ständisches Sonderinteresse im Auge gehabt, als den gemeinsamen Nutzen der Provinz; erst allmählig hat sich der Fortschritt des liberalen Bewußtseins in ihnen geltend gemacht.

So weit ist gegen den Verfasser gewiß nicht zu streiten. In den weitern Resultaten aber wird die Schrift Parteischrift. Damit will ich nicht sagen, daß jene Resultate falsch wären, sondern nur, daß sie nicht mehr der historischen Kritik, sondern der politischen Einsicht angehören.

Herr Wuttke sucht nämlich zu beweisen, daß die Provinzialstände ihrem Wesen nach unverbesserlich waren, weil der als Stand constituirte Adel — und dieser blieb das prädominirende der Stände — unverbesserlich ist. Sie konnten — einzelne nützliche Vorschläge abgerechnet — nur dazu dienen, der Regierung durch eine Scheinver-

tretung größere Macht zu gewähren, um diese Macht in eine frische Bahn zu lenken, nämlich in die Interessen der Aristokratie.

Er folgert weiter: die Einrichtung des Centrallandtags, weil derselbe auf ein eben so schädliches als morsches Fundament gebaut ist, kann nur nachtheilig wirken; sie befestigt auf einige Zeit das alte, schlechte Gebäude, welches sonst rascher in sich selbst hätte zusammenfallen, und einer neuen, bessern Schöpfung Platz machen müssen.

In der Vorrede gesteht Herr Wuttke ein, daß ihm eine ständische Centralisirung Preußens auch darum nicht wünschenswerth erscheine, weil dadurch die politische Einheit Deutschlands und die Selbstständigkeit des provinziellen Lebens gehemmt werde.

In diesen Resultaten stimmen wir mit dem Verfasser nicht überein. Wir wollen aber keineswegs seine gründlich durchdachte und motivirte Ansicht hier in Bausch und Bogen abfertigen. Seine Schrift kann nur dazu beitragen, die liberale Sache zu fördern, denn sie ist mit Nachdenken und Einsicht geschrieben, und regt daher eben so zum Nachdenken auf als sie an Einsicht bereichert.

Wir wollen uns damit begnügen, unsere eigne Ansicht in jenen drei Punkten der seinigen gegenüberzustellen.

Selbst wenn die Stände, was sie nicht sind, bloße Adelscoterien wären, so könnten sie sich, sobald ihr Treiben der Oeffentlichkeit anheimfällt, dem Geist der Zeit nicht entziehen. Ihr Streit mit der Bureaucratie muß die Sache des Fortschritts fördern.

In noch weit größerem Maße geschieht das in der großen Versammlung. Diese hat die Macht, sobald sie nur erst der Regierung gegenüber festen Fuß gewinnt, sich selbst nach einem bessern Princip zu reorganisiren — wie es das englische Parlament im Jahr 1830 gethan hat.

Was endlich die Einheit Deutschlands betrifft, so scheint uns der natürliche Weg, dazu beizutragen, der zu sein, daß alle einzelnen Staaten ihre Kräfte so viel als möglich zusammenziehen und verstärken. Wenn sie damit so lange warten sollten, bis auf irgend einem andern Wege Deutschland sich consolidirt, so könnten sie in dieser Unthätigkeit Gott weiß wie lange verharren. Dies ist unsere Ansicht. Herrn Wuttke's Schrift bleibt nichts desto weniger eine höchst werthvolle Bereicherung der ständischen Literatur.

XII.

Guizot und die Schweiz.

Die Actenstücke, welche Herr Guizot den Kammern in Betreff der Schweizer Frage vorgelegt hat, zeigen wohl hinlänglich, daß seine politischen Fähigkeiten weit geringer sind, als selbst seine Gegner geglaubt haben. Es ist in diesem Mann eine seltsame Mischung von Ehrlichkeit und Verschmittheit, von Hochmuth und Unselbstständigkeit. Er sieht vornehm auf alle anderen Menschen herab, und wird von allen andern dupirt. Jeder scheinbare Sieg dient nur dazu, ihn in neue Verwickelungen, in neue Demüthigungen zu ziehen. Er macht England den Hof, dem Lande seiner Ideale, intrigirt aber doch zugleich auf eigene Rechnung; und England, um desentwillen er sich gegen die liberale Partei seines eigenen Landes compromittirt, läßt ihn im Stich.

Es kreuzen sich in seinem Verfahren gegen die Schweiz die mannigfaltigsten Motive. Guizot ist „conservativ“ aus Prinzip, eigentlich conservativer als der Fürst Metternich, denn dieser dämmt doch nur ein breites, abgeschlossenes Staatensystem gegen die Fluth der Revolution ein; der Staat dagegen, dessen Leitung Guizot übertra-

gen ist, ist ein Kind der Revolution, und das reactionäre Wesen des conservativen Prinzips muß in ihm viel deutlicher hervortreten. Von diesem Standpunkt aus haßt er den Radicalismus, wo er ihn findet; er haßt den Namen. Anders kann man sich kaum erklären, wie der Schweizer Radicalismus, der seinem eigentlichen Inhalt nach dieselbe Partei ist mit der gegenwärtig in Frankreich dominirenden Bourgeoisie, von dem protestantischen Minister eines constitutionellen Staates als ein prinzipieller Gegensatz aufgefaßt werden kann. Das zweite Interesse hat er als Franzose; die Schweiz soll in der alten legitimen Anarchie bleiben, sie soll sich nicht zu einem wahren Staat erheben, sie soll sich nicht centralisiren, damit sie dem Einfluß Frankreichs keinen nationalen Widerstand entgegensetzen kann. Ein drittes Moment ist der Wunsch, mit den continentalen Mächten im Einverständnis zu handeln, den jungen Staat der Revolution ernstlich in das System der heiligen Allianz einzuführen. Es muß hier beiläufig bemerkt werden, daß die Maßregeln gegen die Schweizer Radicalen doch zuerst von Oesterreich angeregt wurden, und daß der französische Minister, wenn auch im Prinzip mit dem Fürsten Metternich einig, dennoch ernstlich den Gedanken einer Intervention — wenigstens im ersten Stadium der Unterhandlungen — von der Hand gewiesen hat. Es lag diesem Verfahren der Wunsch zu Grunde, mit England im Einverständnis zu handeln. Diesen Wunsch hat Lord Palmerston auf das Schlaueste benutzt, um überhaupt die Einmischung der Großmächte aufzuhalten und dadurch ihre Wirkung zu paralyisiren. Unter dem Schein großer Redlichkeit — denn er hat die Verschiedenheit seiner Ansicht keineswegs verhehlt, wohl aber stets den ersten Willen ausgedrückt, im Einverständnis mit den übrigen Mächten zu handeln, — hat er Guizot zum Besten gehabt.

Guizot hat für seine Zwecke nichts erreicht; er hat den Einfluß Frankreichs auf die immer mächtiger sich regende Schweiz eingebüßt. England erscheint jetzt als Beschützer der Freiheit, und Sir Stratford Canning hat in seiner jüngsten Note an die Tagsagung sich nicht gescheut, die neue Entwicklung der Schweiz geradezu als eine segensreiche zu bezeichnen. Guizot hat ferner das Vertrauen Oesterreichs nicht gewinnen können, denn er hat sich zwar dienstfertig, aber unkräftig gezeigt. Er steht mit England gespannter als je, denn er hat vor den Kammern erklären müssen, über Lord Palmerston's Verfahren befremdet zu sein. Er hat seinen politischen Gegnern die schlimmsten Waffen in die Hände gegeben, die früher oder später seinen Sturz herbeiführen müssen.

Erklärung.

Die „Grenzboten“ No. 2 vom 11. Januar 1848 enthalten unter der Ueberschrift: „Ein Plagiat und ein schriftstellerisches Gutachten“ einen größeren Artikel, in welchem Herr Ignaz Kuranda mit Hülfe der Herren Doctoren Professor Karl Biedermann, Heinrich Kaube und Heinrich Wuttke darzuthun versucht, daß das im Herbst 1847 in meinem Verlage erschienene Buch: „Blämisch Belgien“ von Gustaf Höfken größtentheils ein „Plagiat“ des Buches: „Belgien seit seiner Revolution“ von Ignaz Kuranda sei.

Dhne für jetzt auf das Sachverhältnis näher eingehen und erörtern zu können, in wie weit diese arge Beschuldigung gegründet ist, sehe ich mich, um naheliegende Mißdeutungen vorzubeugen, zu der vorläufigen Erklärung veranlaßt, daß mir Herr Kuranda's Buch seinem Inhalte nach gänzlich unbekannt ist, daß eine Ausbeutung desselben in der Herrn Höfken vom Verfasser zur Last gelegten Weise mit meiner Zustimmung niemals geschehen sein würde, und daß ich Herrn Gustaf Höfken bereits ersucht habe, sich selbst gegen die obige Beschuldigung zu rechtfertigen. Bremen, den 18. Januar 1848.

Franz Schlotmann.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.